

Ohne Hochschulen kein Wohlstand

Das Unistudium wird zum Massenphänomen, bald jeder dritte Schweizer studiert. Gut so. Die Wirtschaft braucht heute die Wissenschaft mehr als umgekehrt – sagt Soziologe Rudolf Stichweh. Von Kathrin Meier-Rust



Anti-Bologna-Proteste der letzten Wochen, vor allem in seiner Heimat Deutschland. Denn zwei Grundbedingungen müssen stimmen, damit das System Bologna funktionieren kann. Zum einen muss das Betreuungsverhältnis adäquat sein: «50 bis 60 Studierende pro Professor gehen gerade noch, mehr darf nicht sein», sagt Stichweh. Zum anderen muss die Zahl der Veranstaltungen und Prüfungen pro Semester wieder reduziert werden: «Anstelle von 10 bis 15 Kleinveranstaltungen müssen wir wirklich wichtige Vorlesungen und Seminare wieder zu einem intellektuellen Ereignis machen und sie mit einer entsprechenden Leistungsbewertung verbinden.»

Elite- contra Massenuniversität

Rudolf Stichweh beschäftigt sich als Soziologe mit Geschichte und Fragen der Universität. Die Massenuniversität sieht er als unumstössliche Realität. «Bologna – also Verschulung, Präsenzstudium, Prüfungen, Kreditpunkte – ist weniger politisch gewollte Reform als die soziale Form, die die Massenuniversität in Europa annimmt.»

Denn mit dem Anwachsen der Studentenzahl von 5 bis 7 Prozent eines Jahrganges noch vor 50 Jahren auf (je nach Land) 30, 40 oder sogar 80 Prozent eines Jahrganges ist eine andere Welt des Studierens entstanden. Schon deshalb, erklärt der Soziologe, weil auch die Verantwortung eine ganz andere ist, wenn nicht 5, sondern 30 Prozent eines Jahrganges an Hochschulen ausgebildet werden.

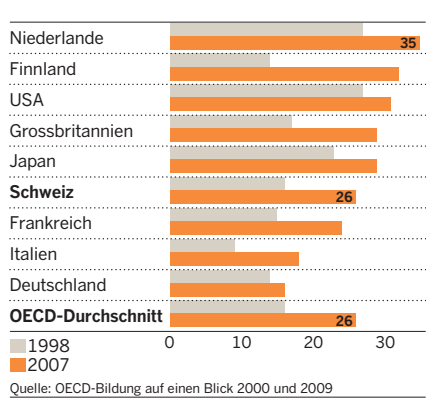
demische Freiheit hiessen auch, dass sich niemand drum kümmerte, wie es dem Einzelnen erging», erklärt Stichweh. Schon im 19. Jahrhundert habe man offen in Kauf genommen, dass nicht wenige Studenten «auf Universitäten verderben», wie es damals hiess.

Was immer ihre Vor- und Nachteile – mit Bologna ist die alte Eliteuniversität definitiv in der neuen Massenuniversität aufgegangen. Doch ist Letztere überhaupt wünschenswert? Auf den oft geäusserten Zweifel hat die Bildungsökonomie eine einfache Antwort: Alle Länder mit einem hohem Pro-Kopf-Einkommen haben eine über Jahrzehnte andauernde Bildungsexpansion durchlaufen. Zahllose Studien aus allen Kontinenten und Gesellschaften haben ein grundlegendes Faktum erhärtet: Mit jedem Jahr Schulbesuch einer Bevölkerung steigt deren wirtschaftliche Produktivität.

In den westlichen Ländern mit ihrem hohen Lebensstandard ist deshalb die sogenannte Tertiärquote stetig angestiegen: Zwischen 30 und 45 Prozent der Bevölkerung zwischen 25 und 64 Jahren haben eine Universität oder Fachhochschule besucht. Am höchsten ist die Tertiärquote in den skandinavischen Ländern, in England, den USA,

Bildungsstand 1998/2007

Anteil der Bevölkerung zwischen 25 und 34 Jahren mit Hochschulabschluss in Prozenten



Rudolf Stichweh

«Studierende erheben heute Anspruch auf den gleichen Lebensstandard wie junge Berufstätige.»



Kanada, Neuseeland und Japan. In Deutschland, Frankreich, Spanien und auch in der Schweiz liegt sie um die Schwelle von 30 Prozent. Zahlreiche Indikatoren des Wohlstandes sind mithin direkt mit dem Hochschulbesuch eines grossen Teils der Bevölkerung verbunden. Bologna, so Stichweh, «gehört zu den unvermeidlichen Kosten, die wir für diese Vorteile bezahlen.»

Wie sieht die neue Welt der Bologna-Universität aus? Zunächst müsse man von anderen Motiven und anderen Bildungshintergründen ausgehen, erklärt Stichweh. Dazu gehört auch, dass Studierende heute Anspruch auf den gleichen Lebensstandard erheben wie junge Berufstätige, und zwar in ganz Europa: Eine Wohnung, Ferien gehören dazu. Ein Wohlstandsphänomen? «Nicht nur», meint Stichweh. «Es geht auch um eine neue Einordnung des Studiums.» Noch bis vor 20, 30 Jahren galt das Studium als eine besondere Lebensphase, die nur der Bildung und dem Lernen gewidmet war, eine Art Schwebezustand, privilegiert zwar, aber ökonomisch benachteiligt: Ein Student lebte bescheiden.

Diese studentische Armut stammt aus dem Mittelalter, als Studenten, auch wenn sie aus reichen und standesmäßig privilegierten Schichten kamen, als «pauperes» – also als «Arme» – zählten. Weil man die Universität in einer fremden Stadt besuchte, waren Herkunft und Vermögen für die Jahre des Studiums gewissermassen sistiert. «Lange gab es dieses klösterliche Element im europäischen Studienmodell – im Unterschied etwa zu den USA, wo man noch im 20. Jahrhundert mit dem eigenen Diener in Yale einzog.» Der

grosse Lebenschnitt war dann der Eintritt in die Berufswelt und ins Erwachsenenleben.

«Heute», sagt Stichweh, «erfolgt der Eintritt ins Berufsleben gleichzeitig mit dem Studium.» 83 Prozent der Studierenden in Luzern etwa gehen neben dem Studium einer Erwerbsarbeit nach. Die Idee, im Gegenzug für Bildung auf materiellen Wohlstand zu verzichten, ist ebenso Vergangenheit wie der praktisch garantierte Aufstieg in eine hochprivilegierte Schicht, den ein Studium ehemals versprach.

Der parallele Eintritt in Studium und Arbeitswelt bringt jedoch auch Vorteile. Studierende bewegen sich heute mit einem ganz anderen Selbstbewusstsein, «sie relativieren stärker, was die Universität anzubieten hat», erklärt Stichweh. Das erlaube aber auch den Dozierenden, ihr Angebot stärker selbst zu bestimmen: «Ich definiere als Professor, was Soziologie ist – ob er sie brauchen kann und will, muss der Student selbst entscheiden. Beide Seiten werden unabhängiger voneinander.»

Nische für akademisch Begabte

Oft wird beklagt, dass die Bologna-Universität den begabten, an Forschung und Wissenschaft interessierten Studierenden keine Nische mehr biete. Anders als in extrem hierarchischen Universitätssystemen, etwa in den USA oder in Frankreich mit seinen Grandes Ecoles, die eine Elite bereits vor dem Eintritt in die Hochschule aussortieren – in beiden Ländern sind es 2–3 Prozent aller Studierenden, die diese Hürde schaffen –, finde der «Sortierprozess» in Europa tatsächlich erst innerhalb der Universität statt, erklärt Stichweh: Bei den Masterstudiengängen beginnt die Differenzierung. Die Graduate Schools für Doktoranden, die heute aufgebaut werden, sind dann jene Nischen für die akademisch Interessierten und Begabten, die einst die Universität als ganze darstellte.

Im strukturierten Bologna-Studium soll weniger gebummelt und schneller studiert werden, sollen nicht nur theo-

Früher exklusive Veranstaltung: Hörsaal der Universitäts-Augenklinik in Wien, um 1900 (oben).

Heute Massenuniversität: Studenten der Humboldt-Universität in Berlin, 2008.

retische, sondern auch praxisnahe Kenntnisse erworben werden – kommt dies einer schleichenden Ökonomisierung der Universität gleich, wie Bologna-Kritiker immer wieder unterstellen? Rudolf Stichweh sieht es gerade umgekehrt: «Nicht die Universität ist von der Wirtschaft abhängig, sondern die Wirtschaft ist wissenschaftsabhängig geworden.»

Seit ihren Anfängen im Spätmittelalter stand die europäische Universität immer in einem «Anlehnungskontext», wie der Universitätssoziologe formuliert: Zunächst war dies der Kontext der Kirche, die Universitätsabsolventen als Kleriker brauchte. Mit dem entstehenden Territorialstaat im 16. Jahrhundert war es der Staat, dem die Universitäten Juristen und Staatsbeamten lieferten. Im späten 18. Jahrhundert begann die enge Verbindung der Universität mit der entstehenden Wissenschaft und Forschung, die uns seither als Normal- und Idealzustand gilt: Die Universität lieferte jetzt Forscher. Seit dem 20. Jahrhundert kommt jedoch die Wirtschaft als «vierter Anlehnungskontext» hinzu.

«Die Aufstiegsgeschichte der Universität ist ein immer vielfältigeres Einbetten der Universität in immer komplexere Sach- und Sinnzusammenhänge, ohne dass sie sich einem dieser Zusammenhänge je ganz ausliefert», sagt Stichweh. Wenn heute Hochschulbildung auch als Herausbildung von Humankapital bezeichnet werde, so schreke dieses Wort zu Unrecht: «Das Wort vom Humankapital heisst nichts anderes, als dass die Jahre, die wir lernen, ein uns eigenes Kapital geworden sind. Und dass die Wirtschaft im 21. Jahrhundert in einem Grade vom Wissen und Können abhängig ist, das in den Menschen steckt, wie das nie zuvor der Fall gewesen ist.»